

328482

Doppel

Rede

gehalten

zur Feier der akademischen Preisverteilung

am 24. Juni 1905

von

Rudolf Hirzel,

o. öffentl. Professor der klassischen Philologie,
d. Z. Prorektor.

JENA, 1905.

Universitätsbuchdruckerei G. Neuenhahn.

Hochansehnliche Versammlung!

Was ist Wahrheit? Als der römische Landpfleger diese Frage stellte, ahnte er nicht, dass ich heute die Absicht habe, sie zu beantworten. Freilich nicht in dem Sinne, in dem sie gestellt wurde und gestellt zu werden pflegt. Nicht was die Wahrheit ist schlechthin, will ich erörtern, sondern was die Wahrheit ist für die Menschen und besonders für diejenigen unter ihnen, mit denen Tag für Tag zu verkehren die Pflicht und die Freude meines akademischen Lehramts ist, was die Wahrheit war für die Griechen?

Die Frage scheint kaum aufzuwerfen. So selbstverständlich erscheint uns der Wert der Wahrheit und die Pflicht sie zu sagen. „Was hat der Mensch dem Menschen Grösseres zu geben als Wahrheit?“ fragt derjenige, dessen Name über allen Lehrern dieser Hochschule leuchtet. Mit tausend Augen blickt uns die Wahrheit an, lockt uns zu sich und fordert uns auf, ihr im Leben zu gehorchen und für sie Zeugnis abzulegen. Bestrahlt vom Lichte göttlicher Offenbarung oder in den Banden menschlicher Gesetze, als höchstes Ziel des Forschens oder in

nützlicher und erfreuender Anwendung auf's Leben — immer ist sie es, der wir dienen. Und nicht bloss nach den Fakultäten dienen wir ihr; jeder hat seine eigenen kleinen Wahrheiten, die er pflegt, auch wohl verhätschelt, auf deren Schwingen er der Unsterblichkeit entgeneilt. Kaum dass in diesem Gedränge der Wahrheiten hin und wieder ein bescheidenes Plätzchen bleibt für die weisen pädagogischen und die allerliebsten konventionellen Lügen! Man meint, so müsste es immer gewesen sein.

Und doch sagt uns die homerische Dichtung, dass es zu ihrer Zeit und bei den Griechen einmal ganz anders war. Einer ihrer strahlendsten Helden, Odysseus, ist es nicht durch Todesmut und die Kraft des Armes, sondern durch die meisterliche Art, wie er Lug und Trug zu üben versteht. Hierdurch erweist er sich als der würdige Enkel des Autolykos, der, wie der Dichter uns behaglich mitteilt, alle Sterblichen übertraf in der Kunst des Eidschwurs; und eben dadurch erhob er sich zum auserkorenen Liebling der Göttin der Weisheit, Pallas Athene. Bei den Göttern sah es also nicht besser aus als bei den Menschen. In der Tat, eine der freundlichsten Gestalten der griechischen Götterwelt, Hermes, eröffnet noch in den Windeln seine Götterlaufbahn mit einem Gaunerstreich ersten Ranges und sein Debut im Olymp ist ein Meineid, durch den er sich augenblicklich das allerhöchste Wohlgefallen des Vaters der Götter und Menschen gewinnt. So müsste dem modernen Menschen in dieser Spitzbuben-Atmosphäre beklommen werden, wenn nicht mit der reinigenden Kraft eines Gewitters das Donnerwort Achills dazwischen führe: „Verhasst ist jener mir gleich

der Pforte des Todes, der ein Anderes birgt in der Brust und ein Anderes aussagt“. Mit diesem Wort stellt sich der Heros der Schönheit und Kraft den Heroen des Geistes an die Seite, deren strahlenden Zug durch die Weltgeschichte uns Carlyle gewiesen und denen allen er das Merkmal der Wahrhaftigkeit aufgeprägt hat. In seiner, in der homerischen Welt, steht Achill damit allein.

Aber er ist der Prophet einer neuen Zeit. Barbaren sind zu unwissend, um den Wert der Wahrheit zu ermessen¹⁾; damit der Trieb nach ihr erwache, muss erst eine gewisse Stufe der Kultur erreicht sein. Dies wird bestätigt auch durch die wiederholte Klage, die im Munde eines der ersten Dichter und Denker des neuen Italiens, eines seiner grössten Gelehrten, Giacomo Leopardi's, freilich allzu jammervoll klingt und ihm nur durch die verrotteten Zustände seiner Zeit und Heimat abgepresst werden konnte, die Klage, dass der Trieb nach Wahrheit eine Abirrung der Natur und die tiefste Wurzel alles Unglücks sei²⁾. Die Geschichte des Volkes, das Leopardi nächst dem eigenen am meisten liebte, mag ihm zeigen, inwiefern seine Klage ein Irrtum ist.

Auch die Hellenen, diese ewigen Kinder, wie der ägyptische Priester sie nennt, entwanden sich den Banden des patriarchalischen Staates und erwachsen zu männlicher Selbstständigkeit, seit mächtiger und klarer ihnen die Idee des Rechtes

1) Too ignorant to conceive the importance of truth: Gibbon, History of the Rom. Emp. X ch. 55 S. 190 (Leipzig 1820).

2) Ein Grundthema seiner Pensieri.

aufging und mit der Idee des Rechtes die der Wahrheit. Nackte Gewalt und arge List im innern und äussern Leben der Staaten wurden mehr und mehr eingeschränkt, ein immer dichteres Netz von Gesetzen und Verträgen regelte die Beziehungen der Menschen unter einander; in diesem friedlichen Verkehr hat die wilde Tapferkeit keine Statt, dagegen werden Treue und Zuverlässigkeit erfordert; vor allen Tugenden aber leuchten nun Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, die nicht bloss Heldenhäupter, nicht bloss Fürsten und Richter zieren, sondern jetzt anfangen zu werden, was sie seitdem geblieben sind, eine gemeine Pflicht für Jedermann. — Und die getreuen Doppelgänger des griechischen Volkes, seine Götter, verleugnen auch in diesem Falle ihr Wesen nicht. Auch sie zivilisieren sich, und nicht bloss durch einen äusseren Firniss, wie er das nordische Phantom in einen modischen Teufel umschuf; sondern tiefer und freundlicher zugleich wandelt sich ihr Wesen, indem auch ihr Leben nun nicht mehr bloss dem Sturm der Leidenschaften, heimlicher List und einer über beiden thronenden Selbstsucht gehorcht, sondern von sittlichen Ideen und einer Ahnung der Gesetzlichkeit getrieben dahinfliesst. Die Bergwildnis des schneebedeckten Parnass über den rauschenden Wassern des Pleistos, die alte Behausung des pythischen Drachen, wird nun eine der heiligsten Stätten der antiken Welt, an der, unter dem Namen erst der Themis, dann Apolls, der gute Geist des hellenischen Volkes sein Wesen treibt; das Leben der Einzelnen wie der Staaten leitend; bis zu fernem Ländern hinaus, und in seinen Sprüchen Recht und Wahrheit kündend. So wie dem Gott

in Delphi, dessen reines Wesen nach dem Ausspruch seines Dichters¹⁾ an die Lüge nicht rührt, erschien es allen denen, die auf ihn den Blick gerichtet hatten, wie die Pythagoreer, wie Pindar, wie später Sokrates, als eine vor anderen heilige Pflicht die Wahrheit zu hüten. Aber es ist nicht die Wahrheit allein, die in dieser Weise zu Ehren kommt. Nur mit dem Recht und durch dasselbe steigt die Wahrheit jetzt zu höherem Ansehen empor. In dieser Begrenzung hatte sie aber schon dem Leichtsinne der homerischen Zeit Achtung abgenötigt. Während sonst Lug und Trug, wenn sie nur Vorteil brachten, freien Lauf hatten, war die Stätte des Gerichts ein Heiligtum der Wahrheit: der Richter sollte die Wahrheit sprechen und forderte Wahrheit von den Parteien. Und nichts anderes als Rechtlichkeit ist auch die Wahrheit, die der Dichter der Ilias der armen Spinnerin nachrühmt, weil sie gewissenhaft ihr Pensum Wolle auf der Wage abwägt. Es ist die Wahrheit, die den Verkehr der Menschen regelt, ja allein ermöglicht, und die, auch wenn wir sie jetzt bei den Griechen zur göttlichen Person heranwachsen sehen, als solche dieselbe bleibt und über Recht und Ordnung in den Staaten waltet²⁾.

Und nicht bloss bei den Griechen steht die Wahrheit zunächst im Banne des Rechts. Auch anderwärts ist es das Recht gewesen, das die Wahrheit bei den Menschen eingeführt und ihrer Achtung allererst empfohlen hat. Wahrheit und Recht sind namentlich in der alten Zeit in einander überfliessende

1) Pindar Pyth. 3, 29. 9, 43.

2) Pindar Ol. 10, 13.

Begriffe, die deshalb als göttliche Personen bei den Griechen zu Schwestern wurden. „Halle der Wahrheit“ hiess der Ort des Todesgerichts bei den Aegyptern, und ähnlich auch bei den Griechen¹⁾. Derselbe Vorgang bei den Römern hat noch eine Spur in deren Sprache hinterlassen, die in der älteren Zeit die Worte, welche die Wahrheit bedeuten, „verus“ und „veritas“, unzählige Male braucht, um Recht und Gerechtigkeit zu bezeichnen; in einer Weise, die uns Deutschen jetzt fremd geworden ist, die es aber unsern Vorfahren nicht war, da auch unser „wahr“ ein Wort ursprünglich der alten Rechtssprache und erst von hier aus zu allgemeinerer Verwendung und Geltung gelangt ist²⁾. Es müsste schlimm um unsere Uebung des Rechtes stehen, wenn uns dieser Gebrauch ganz abhanden gekommen wäre. In der Tat sprechen wir von der siegenden Macht der Wahrheit und hoffen, dass sie endlich durchdringen werde; so sprachen und hofften auch die Griechen, meinten damit aber, wie im Grunde auch wir, nicht die Wahrheit; sondern das Recht. Die Wahrheit besitzt als solche keine Macht; wohl aber besitzt sie das Recht, oder man traut sie ihm doch allgemein zu, mag man diese Macht sich übrigens göttlichen oder menschlichen Ursprungs denken. Nur insofern die Wahrheit die Wahrheit eines Rechts ist, dürfen wir zuversichtlich erwarten, dass die jetzt noch verborgene Wahrheit, das jetzt noch verkannte Recht im Laufe der Zeiten mit der ihm eigenen

1) Pseudo-Platon Axioch. 371 B.

2) M. Heyne, Deutsch. Wörterb. III Sp. 1324. Der genauere Beweis soll bei anderer Gelegenheit gegeben werden.

Gewalt sich zum Lichte emporringen werde. Es ist daher eigentlich ein Missbrauch, dass man gar nicht selten von dem endlichen Siege auch rein theoretischer, ausserhalb der Rechtssphäre gelegener Wahrheiten spricht; und doch auch dieser Missbrauch pflegt im Grunde nichts zu sein als der Seufzer eines Forschers, dem die vermeintlich gebührende Anerkennung entgeht und der sich deshalb in seinen Rechten gekränkt fühlt.

Nur durch das Recht ist in den Anfängen der griechischen Kultur der Wahrheit die heilige Würde gekommen, in der sie jetzt vor unserem Geiste steht. So tritt hier wieder einmal der tiefe Sinn unserer alten Fakultäten-Ordnung zu Tage, die bei Gelegenheiten wie die heutige noch besonders das Auge erfreut: denn unmittelbar nach der theologischen Fakultät schreitet einher die juristische, diejenige, in deren Bereich die Wahrheit, der wir alle dienen, zuerst Anerkennung gefunden hat, in deren Bereich die Wahrheit zu suchen und zu sagen zuerst eine Pflicht geworden ist.

Wie ein Sturmwind ~~zog~~ ^{fiel} die Perserkriege über die hellenischen Länder und Völker, Altes zerstörend Neues bringend, die Geister durch den Stachel der Not weckend und die Leidenschaften in Hass und Liebe aufs Tiefste erregend. Das Gottesgericht, das in ihnen über die grösste Macht des Ostens erging, war ganz geeignet, der Idee des Rechts einen neuen Aufschwung zu geben; während der im Todeskampf erprobte Freiheitsmut nun mit derselben Kühnheit die Jagd nach der Wahrheit begann. Heutzutage, wo eine Geschichtsauffassung nach der Mode die decapitirende Maxime des alten griechischen Tyrannen

von der Politik auf die Weltgeschichte überträgt und an der Nivellierung der Geschichtsepochen und ihrer Werte dasselbe Behagen empfindet, wie der Ur-Demokrat an der erträumten Gleichheit aller Menschen, kann es Ketzerei scheinen eine Zeit über die andere zu erheben. Und doch ist die Zeit, die nach den Perserkriegen über Hellas heranzog und die man nach dem beherrschenden Genius die perikleische nennt, eine der grössten, die die Weltgeschichte kennt, die grösste unstrittig, die der hellenische Geist durchlebt hat. Freilich die schrankenlose Demokratie Athens, in der sich der durch die Perserkriege noch mehr entfesselte Freiheitsdrang austobte, hat arg gesündigt, aber ihre Sünden auch reichlich gebüsst und gesühnt durch den heroischen Verzweilungskampf gegen die Peloponnesier. Mag dann der werdende Tag auch allerlei Nachtgevägel aufscheuchen, darunter die kleinen Gerne-Grosse, die Uebermenschen, diese Karikatur des Heros, deren Einer in Platons Gorgias sein Unwesen treibt, an dem Gesamtbild der Zeit ändert dies nichts. Ueberreich wie sie ist an schöpferischen Taten der Kunst und der Wissenschaft, bleibt sie eines der goldenen Jugendalter der Menschheit, in denen diese von Neuem Athem schöpft und sich erfrischt.

Ein Hauptzug im Bild der Zeit ist der Heisshunger nach Bildung. Die Wissenschaft, die bis dahin ein Vorzug einzelner erlesener Geister war, sollte Gemeingut werden; so wollte es das demokratische Jahrhundert. Alle Kreise ergriff das Bedürfnis nach Aufklärung. Sophistische Marktschreierei nahm daher den Augenblick wahr und erhob die Wahrheit zum Aus-

hängeschild für Lehre und Schriften. Wahrheit ist die Losung allerwärts und ihr Reich wächst in die Breite und Tiefe. Wie man sich des Rechts ursprünglich bewusst geworden war am Unrecht, so wird man auch der Wahrheit und ihres Wertes erst inne an der Lüge. Gegen die feige Lüge einzelner Menschen hatte sich die heroische Wahrhaftigkeit Achills aufgebaut; die heroische Wahrhaftigkeit dieser Zeit zieht die gesamte Sinnenwelt der Lüge und lehnte sich auf gegen den Druck jeder Tradition in Meinung und Lehre. Von Grund aus neu zu denken galt es wie im Zeitalter der Humanisten und der Aufklärer. Einzelne Mutige lüfteten den Schleier der Maja, der uns die Welt verdeckt, und starrten nun die Einen, wie der alte Parmenides, auf ein ödes kahles Sein, Andere, wie Demokrit, schauten in den dunkeln Abgrund wirbelnder Atome, während das Künstlerauge des jugendlich aufstrebenden und begeisterten Platon in lichten Sphären die ewigen Urbilder aller Dinge erblickte.

Im Gegensatz zu dem mannigfachen Trug, der uns über die Wirklichkeit täuscht, gewinnt erst jetzt die Wahrheit rechten Sinn und rechten Wert; und auch die Wissenschaft, indem sie im Erforschen der Wahrheit ihre Aufgabe erkennt, wird sich erst jetzt ihrer selbst bewusst. Schon längst hatte es eine griechische Wissenschaft gegeben und auch wahrhaftige Menschen hatte es gegeben, wie denn die verblüffende Ehrlichkeit des Dichters Archilochos in seinen Bekenntnissen über sich selbst¹⁾

1) Aelian V. H. 10, 13.

den Konfessionen des heiligen Augustin und Rousseau's nichts nachgab. Aber erst jetzt machte man und machte besonders die Wissenschaft von der Wahrheit Profession. Erst hierdurch gewann die Wissenschaft das Gefühl des eigenen Wertes und namentlich ihrer Unabhängigkeit. War sie früher eine Magd des Lebens und seiner Bedürfnisse gewesen, wovon noch deutlich der Name der Geometrie oder Landmessung redet, so blieb sie zwar auch jetzt noch praktisch und in Fühlung mit dem Leben; aber sie wurde kanonisch; sie warf sich zur Herrscherin über das Leben auf. Sie gehorchte nicht den Forderungen des Lebens; sondern das Leben sollte sich dem fügen, was die Konsequenz der Theorie befahl. Nur der höchste Gipfel dieses Strebens sind die Idealstaaten, die man entwarf; aber in derselben Weise hat Hippodamos nicht bloss einen Idealstaat entworfen, sondern auch die Hafenstadt Athens neu gebaut nach einem einheitlichen Plane, wie ihn die Theorie vorschrieb, ebenso meisterte man die Sprache, oder unterwarfen die Diätetiker das Leibesleben des Menschen ihren despotischen Gesundheitsregeln damals wie heute. Dass die Wissenschaft nicht mehr eine Traumwandlerin sei, dass sie namentlich die Stufe des Handwerks überschritten hatte, zeigt der grosse Hippokrates, der die traditionelle und empirische Routine der alten Asklepiadengeschlechter mit seinem Geiste, mit dem Geiste der Zeit, durchleuchtete und so die Medizin zu einer naturwissenschaftlichen Disziplin erhob, deren Methoden auch für andere Gebiete der Wissenschaft musterhaft wurden.

Aus der Vereinzelung und Beschränktheit, wie sie zu allen

Zeiten dem handwerksmässigen Betriebe eignet, arbeitet sich die Wissenschaft heraus, die einzelnen Wissenschaften suchen einander, lernen von einander; der wissenschaftliche Geist einmal erwacht, streckt sich über Leben und Welt in deren ganzer Breite aus, sogar Fragen des Rechts werden erörtert und in den Läuterungsversuchen, die man mit der überlieferten Religion vornahm, darf man wohl eine Art von Theologie erkennen. Beflügelt durch die grossen Ereignisse schwang jetzt auch die Geschichte sich höher auf und erreichte mit den Historikern des Perserkrieges und des peloponnesischen einen ihrer Gipfel, als Wissenschaft und als Kunst; erst jetzt wurde sie unter der Hand des Thukydides, wie das Altertum sie nannte, die Leuchte der Wahrheit¹⁾. Der Keim eines Organismus der gesamten Wissenschaft war gelegt; in den Bewegungen dieser grossen Zeit — ich sage es mit Stolz — liegen die Anfänge alles Universitätslebens.

Das breite Bildungsgewässer verlief sich allgemach und rann in einzelnen tieferen und stärkeren Strömen weiter, den Rhetoren- und Philosophenschulen. Insbesondere in den Philosophenschulen Athens entwickelte sich ein unsern Universitäten ähnliches Leben, das schon damals den gesamten Bereich des Wissens umfasste, das aber als Gemeinschaft der Arbeit und des Lebens im Altertum viel stärker und eigentümlicher ausgeprägt war. Ueberwog in der Rhetorenschule des Isokrates mehr die Bildung, so war die Seele der Aka-

1) Lux veritatis: Cicero De orat. II 36ff

demie die wissenschaftliche Forschung, sodass also zwischen Beiden ein ähnliches Verhältnis bestand, wie heute zwischen Universitäten und technischen Hochschulen. Von allen Seiten der hellenischen und nichthellenischen Welt strömten Forschungslustige und Bildungsbedürftige nach Athen. Ein verblasener Kosmopolitismus hat trotzdem auf diesen Hochschulen keinen Eingang gefunden: ausserhalb der Mauern Athens, fern vom Getriebe des Marktes und dem Leben der Grosstadt lag freilich die Akademie; aber dort, wo man auch jetzt noch durch den alten Oelwald hindurch die Akropolis schimmern sieht, haben auch diese stillen Denker des Vaterlandes nicht vergessen und ihm auf ihre Weise ebenso gedient, wie Thukydides und Demosthenes. Sie dienten dem Staat auf eigene Hand, ohne von ihm in ängstlich wohlwollender Weise überwacht zu werden; vielmehr standen sie unter selbstgewählten Rektoren — denn ein anderes Verfahren, das bei der Besetzung eines so wichtigen und verantwortungsvollen Postens dem Zufall irgend welchen Spielraum gelassen hätte, wäre nach dem vernichtenden Spott, mit dem dergleichen Sokrates und Platon getroffen hatten, in Platons Akademie wenigstens unmöglich gewesen. So sind diese Hochschulen Jahrhunderte hindurch eine Zierde Athens gewesen und noch am Ausgang des Altertums ist auf ihre Heimatstadt durch sie ein letzter Glanz gefallen.

Die Wahrheit war der Gegenstand eifriger, ja leidenschaftlicher Forschung gewesen. Aber von jeher hat sie gerade ihre eifrigsten Verfolger am häufigsten enttäuscht, ihre besten Freunde am meisten geneckt, indem sie gerade ihnen an die Stelle eines

gelösten Problems flugs ein zweites und drittes aufpflanzt und sie so auf ihrem Wege zu unabsehbaren Zielen lockt. Auch die ungeduldigen Griechen mussten dies erfahren. Daher mehrten sich nach dem Rausch des Wahrheitsstrebens die Stimmen, die auf ein Erforschen der Wahrheit als vergeblich verzichteten oder vor einem Aufdecken derselben als gefährlich warnen. Wem fallen hier nicht bekannte Worte Lessings und Schillers ein, derjenigen unter unsern Klassikern, denen am häufigsten das Wort „Wahrheit“ über die Lippen geht, die aber auch am heftigsten vom Drange nach Wahrheit verzehrt wurden und die doch resignierten. Unter den Griechen haben selbst solche Forscher, die, wie Demokrit und Platon, die Wahrheit gefunden zu haben glaubten, doch eingestanden, dass sie in der Tiefe verborgen ist oder dem geblendeten Blick nur schwer erscheint.

Wie ganz anders war hiernach jetzt das Verhältnis der Wahrheit zu den Menschen geworden als zu der Zeit, von der uns die Etymologie des griechischen Wortes für Wahrheit (*ἀλήθεια*) Kunde giebt. Das griechische Wort bezeichnet ursprünglich gerade das nicht Verborgene, das Offenbare, also das Gegenteil von dem, was die Wahrheit den späteren Zeiten war. Zur Lösung dieses Widerspruchs gibt uns die frühere Betrachtung den Schlüssel. Denn die Wahrheit der alten Zeit war die des Rechtes gewesen und trug als solche recht eigentlich die Bestimmung in sich, nicht im Dunkeln zu bleiben, sondern an die Oeffentlichkeit zu treten, vor allem vor Gericht und durch den Mund des Richters, aber auch durch Worte und Handlungen

eines Jeden, der mit andern Menschen auf dem Boden des Rechts verkehren wollte.

Auch die Griechen wurden es müde, der Wahrheit bis in alle Himmel nachzujagen; sie suchten sie daher auf der Erde auf in den sich immer mehr zersplitternden Einzelwissenschaften, sowie in den Gesetzen des menschlichen Handelns und der Technik. An die Stelle der Wahrheitsbegeisterung tritt ein Streben mehr nach Richtigkeit (*ἀσφάλεια*), das Bewährung der allgemeinen Theorie im Einzelnen und in der praktisch-technischen Wirklichkeit sucht. Nicht sowohl auf ein Schauen des noch nicht Erkannten war man aus, als auf die Anwendung des bereits Geschauten und Erkannten. Als Kehrseite dieses an sich ehrenwerten Bestrebens beginnt jetzt in manchen Disziplinen jenes spielende kaleidoskopische Zusammensetzen gegebener Wahrheitselemente zu anmutigen Augenblickseffekten, das seitdem so oft in der Geschichte der Wissenschaften müssige Köpfe belustigt hat und noch belustigt; statt sich nach des Lebens Quelle zu sehnen, plätscherte man im Bache herum. Doch sollen wir deshalb nicht gering denken von dieser Zeit minutiöser Sorgfalt, des wissenschaftlichen und künstlerischen Details, die vielen Modernen überdies durch eine gewisse Gleichheit des Empfindens zusagt, ja an's Herz gewachsen ist und über die heutzutage ein wahrhaft göttlicher Segen in immer neuen literarischen Funden sich ergiesst. Wie ernsthafte Arbeit diese Zeit fähig war und welcher Genialität, das lehren der Musterphilolog Aristarch und sein Namensvetter, der Vorläufer des Kopernikus, verkündeten Mathematiker wie Apollonios und

Archimedes, ebenso gross im Entdecken wie im Erfinden, das ruft Allen in's Gedächtnis der ehrwürdige Name des Euklid, der fast zwei Jahrtausenden das Vorbild wissenschaftlicher Methode war.

Alexandria, nach dem die Zeit den Namen der alexandrinischen Periode trägt, war der Hauptsitz dieses neuen, auf Spezialisierung und praktisch-technische Anwendung gerichteten, wissenschaftlichen Lebens und rivalisierte nun als Universitätsstadt mit Athen, dem es jedoch den geistigen Impuls verdankte. Die Herren dieser Erde, durch ihren Beruf darauf hingewiesen praktisch und technisch in den Weltlauf einzugreifen, sind solchen Bestrebungen immer besonders günstig gewesen; und auch damals haben Fürsten von zum Teil imponierender Grösse sie unter ihren Schutz genommen; einzelne, wie Demetrios Poliorketes, waren sogar selbst nicht bloss Dilettanten, sondern in der Technik viel bewunderte Erfinder. Auch hier hat der grosse Makedonenkönig, der Schüler des Aristoteles, seinen Diadochen das Beispiel gegeben: denn seine weltgeschichtliche Tat war nur eine Tat praktischer Anwendung im grössten Stile, die Anwendung griechischer Ideen und griechischer Kultur auf die Barbarenstaaten des Ostens.

Vollends vor dem Bauernverstand der Römer, die nach den Diadochen den Schauplatz der Weltgeschichte betraten, fand die reine Wahrheit als solche keine Gnade. Durch ihre Jurisprudenz ausserdem viel mehr an feste Dogmen gewöhnt oder doch danach strebend, konnten sie in dem Streiten der griechischen Philosophen um die Theorie nur ein unfruchtbares

Wortgezänk erblicken. Es war insofern ein weltgeschichtlicher Augenblick, als um das Jahr 71 v. Chr. einer der ersten Beamten der ewigen Stadt, der Prokonsul L. Gellius, nach Athen kam und die Philosophen, wir könnten sagen, die Professoren der Universität, zu sich beschied. „Einigt Euch doch endlich“, sagte er zu den Versammelten, „und“, fügte er freundlich hinzu, „wenn Ihr es wünscht, will ich Euch gern dabei behilflich sein“. Und über dieses Muster eines wohlwollenden und erleuchteten Staatsbeamten — es ist schmerzlich zu sagen — lachten die Griechen und ihre Schüler unter den Römern¹⁾. Im Grunde hat er doch nur dem echten Römertum seiner Landsleute aus der Seele geredet, denen auch später noch der alte Cato mehr galt als Sokrates, der derbe Hausverstand, der praktisch-technische Anweisungen für's Leben gibt, mehr als der wissenschaftliche Genius, der jeden Augenblick sein Nichtwissen bekennt und dem das Suchen der Wahrheit, und nur der Wahrheit, der edelste göttliche Beruf ist.

Nicht zufälliger Weise werden daher unter der Herrschaft der Römer häufiger und stärker auch die Symptome einer schon früher beginnenden Bewegung, die abermals zeigt, dass die Wahrheit als solche mehr und mehr bei den Menschen ihren echten Glanz verloren hatte. Es genügte nicht, die Wahrheit gefunden zu haben, sondern man wollte auch als der Finder anerkannt und geehrt werden; das Verhältnis zur Wahrheit sollte durchaus und auch in diesem Falle ein nutzbringendes

1) Cicero. De legg. I 53.

sein. Die hieraus entspringenden leidigen Prioritätsstreitigkeiten, die dem wissenschaftlichen Leben neuerer Zeiten zu solcher Unehre gereichen, von denen in neueren Zeiten selbst so hohe und reine Geister, wie Newton und Leibniz, infiziert wurden, sind indessen als Streitigkeiten zwischen einzelnen Personen glücklicherweise dem Altertum erspart geblieben; nur als Streitigkeiten unter ganzen Völkern oder Rassen sind sie durch den nationalen und religiösen Dünkel der Orientalen angefacht worden, die den Griechen ihre Erfindungen und Entdeckungen neideten.

In der Wissenschaft war die Wahrheitsbegeisterung einigermaßen vertrocknet und konnte durch Rechthaberei und Gewissenhaftigkeit im Kleinen nicht ersetzt werden. Aber es ist mit ihr wie mit der Sonne, die hier untergeht, um dort den Sterblichen weiter zu leuchten, die ohne sie nicht leben können. Was die Wissenschaft nicht mehr gewährte, das bot etwa seit dem ersten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung die Religion den Menschen an, neue Wahrheiten, die wieder zu begeistern vermochten und zu denen die Predigt wieder in ähnlichen vollen Tönen lockte, wie einstmals im Zeitalter der Sophisten und des Sokrates. Hiermit eignete sich die Religion einen Gehalt an, der nach älterer griechischer Auffassung nur der Wissenschaft oder *φιλοσοφία* zukam, und wirklich bezeichnen jüdisch-christliche Schriftsteller mit diesem Wort ihre Religion. Die griechische Religion dagegen, sobald man sie mit künstelnden Auslegungen verschönt, ist keine *φιλοσοφία* und birgt keine Wahrheit in sich, wenigstens keine zu Dogmen erstarrte. In

zahllosen Formen des Kultus und immer wechselnden Legenden und Sagen war sie gegeben, die den Einzelnen anregen mochten, so weit es ihm gefiel: bei den Einen kam die Wirkung nicht hinaus über ein oberflächliches Spiel der Phantasie, Andern wurde sie zu einer Erschütterung des Gemüts, während wiederum andern, tiefern Geistern, dabei die tiefsten Ahnungen über göttliche Dinge aufgingen. Wir haben keinen Grund, geringschätzig auf eine Religion herabzusehen, die den Zeus des Phidias inspiriert hat, die eine so klare und edle Seele wie die des Sophokles befriedigte, an der sogar der überlegene Geist des Sokrates sein Genügen fand. Wenn die griechische Religion eines festumrissenen Wahrheitsgehaltes entbehrte, und insbesondere eines Wahrheitsgehaltes, der aus göttlicher Offenbarung stammte, so hat sie dies auch wieder vor Abwegen bewahrt.

Der Glaube an göttliche Offenbarung schliesst das Gebot der Ausbreitung der Lehre in sich, und wie leicht dies zur Intoleranz, zum Bekehrungszwang, sei es auch mit Feuer und Schwert, führt, ist aus dem löblichen Wettstreit des Islams mit der Religion der Liebe bekannt genug. Weniger beachtet ist, dass dasselbe auch durch die griechische Philosophie bestätigt wird. Wo einmal der Stifter einer Philosophie mit göttlicher Autorität umkleidet und seinen Aussprüchen das Ansehen von Orakeln verliehen wurde, da stellte sich auch die Propaganda ein, wie in der pythagoreischen und noch mehr der epikureischen Philosophenschule; und derselbe Fanatismus des Bekehrers, der aus dem Gedicht des Lucrez so mächtig zu uns redet, und nicht die Begeisterung des Forschers, hat

einen anderen Vertreter dieser sonst so sanftmütigen Philosophie, Zenon von Sidon, zum Henker erniedrigt¹⁾, wodurch das Andenken dieses ungewöhnlich scharfsinnigen und beredten Mannes in derselben ganz unnötigen Weise befleckt wurde, wie Calvins durch die Ermordung Servets. Die griechische Religion kannte solchen Zwang nicht. Eben weil sie keine geoffenbarte Wahrheit zu vertreten hatte, konnte sie es dulden, dass in der Theorie Jedermann nach Belieben mit ihr schaltete und waltete; und ihre grossen Dichter, ein Pindar und Aeschylus, deren Frömmigkeit wahrlich hinter derjenigen Klopstocks und Miltons nicht zurücksteht, üben deshalb an den Traditionen dieser Religion eine souveräne Kritik, an die selbst die königliche Stellung nicht heranreicht, die Dante gegenüber seiner Kirche einnahm. Freilich hat auch die griechische Religion in den anderthalb Jahrtausenden ihrer Geschichte, die wir kennen, einigemal gegen diese Regel verstossen. Aber wenn sie dies in späterer Zeit tat, so war sie selbst schon nicht mehr die alte und hatte ausserdem von ihrer christlichen Gegnerin gelernt, wie denn das Gebahren des Apostaten Julian nur aus dem Vorgange Konstantins sich erklärt. Protagoras aber und Diagoras, Alle, die in den Wirren des peloponnesischen Krieges als Gottesleugner aus Athen flüchten mussten, sind teils politischen Intriguen zum Opfer gefallen, teils der Abnormität einer Zeit, die, so Grosses sie vollbrachte, an wilder die Geister zerrüttender Leidenschaft nur im Ausgang der römischen Republik und in der französischen Revolution ihres Gleichen hat.

1) Athen. Deipnos. XIII 611 B.

Schliesslich Sokrates, der nach dem Wort des britischen Dichters „lebt' und starb, wie Keiner starb und lebte“, der zum ewigen Vorwurf seiner Vaterstadt die Märtyrerkrone zu tragen scheint, verdient sie gar nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Huss, mit dem man ihn verglichen hat¹⁾, oder die Blutzeugen der christlichen Religion und unzählige Andere, die lieber in den Tod gingen, als dass sie verleugnet hätten, was ihnen Wahrheit schien. Daher hat Sokrates auch gar nicht das Aussehen eines Märtyrers. Ihm fehlt ganz der herausfordernde Trotz eines solchen; keine Idee entzückt ihn und hebt ihn, wie die echten Märtyrer, wie einen Giordano Bruno, mag dessen flammender Enthusiasmus auch zum Teil den vulkanischen Boden seiner Heimat verkünden oder abgefärbt haben von der düstern Glut seiner fanatischen Gegner. Ueber Sokrates liegt bis zuletzt die gleichmässige Ruhe und Klarheit des attischen Himmels. Den Tod hat er erlitten, nicht weil er eine Wahrheit, von der er überzeugt war, an der er mit schwärmerischer Seele hing, nicht verleugnen wollte, sondern weil nach seinem eigenen Willen das Recht seinen Lauf haben sollte und weil er nicht lassen wollte von dem, was seinem innersten Wesen entsprach, in stetem Verkehr mit Andern unermüdlich prüfend und suchend nach Wahrheit und Klarheit zu streben.

Sokrates ist gestorben für das, was sein Leben war und was auch unser Leben sein soll. Wenige Jahre nach seinem Tode stiftete Platon die Akademie. Unter den Neueren hat Spinoza nur ein besonders rührendes, aber: — Gott sei Dank! —

1) Treitschke, Histor. polit. Aufss. 3, 31.

nicht das letzte und einzige Beispiel eines Forschers gegeben, dessen wissenschaftliches Leben allein in den Dienst der Wahrheit gestellt war, ohne jede Nebenrücksicht, sogar ohne Ehrgeiz. Unsere Universitäten sind freilich Bildungsanstalten, deren der Staat für seine Zwecke bedarf; aber sie sollen doch auch Wohnstätten wissenschaftlicher Forschung bleiben. Beides ist nicht bloss äusserlich verbunden. In dem ewig flutenden Strom des Geistes einmal wenigstens im Leben untergetaucht zu sein, einmal wenigstens auf den Wegen ernster Wahrheitsforschung gewandelt zu haben, hat noch Niemand geschadet, sondern kann Viele innerhalb der Schranken eines allzu engen Berufs vor Stillstand und geistigem Tod bewahren. Die Kleinen mögen hier von den Grossen lernen. Aus den historischen Studien seiner Göttinger Universitätszeit her hat sich der Freiherr vom Stein durch seine grosse praktische Tätigkeit hindurch, und trotz derselben, die ihm bisweilen gegen die Ideologen eine ähnliche Verachtung einflösste, wie seinem Todfeind Napoleon, doch den stillen Funken bewahrt, der dann zur wärmenden Flamme seines Alters wurde und dem deutschen Volk die monumenta Germaniae gab. Und etwas Aehnliches hat in der schlichten Sprache des Altertums ein anderer grosser Staatsmann, ebenfalls der Regenerator seines Volkes, von sich bekannt, Solon, da er erklärte, dass alt werden für ihn so viel sei als immer Neues lernen. Diesen Lerntrieb zu wecken, zur Wahrheitsforschung zu begeistern und anzuleiten, ist ausserdem die Aufgabe, die nur auf der Universität gelöst werden kann und die den Universitätslehrer von allen andern unter-

scheidet. Ihr zu genügen, ist daher seine Hauptpflicht; er soll die wissenschaftliche Tätigkeit in sich und Andern hinausheben über die Alltäglichkeit des Lebens und seiner Bedürfnisse, sie zu einer göttlichen läutern, so wie es vor Jahrtausenden ihren Griechen ans Herz gelegt haben, als sie den Keim alles Universitätslebens pflanzten, Platon und sein grösster Schüler, „der Meister derer, die da wissen“. Nicht Dogmen zu überliefern oder zu Praxis und Technik anzuleiten; ist die erste und Hauptaufgabe des Universitätslehrers, sondern forschend zu lehren und lehrend zu forschen und durch das eigene Beispiel Andere zu Mitforschern zu erziehen. „Dies ist unser, so lasst uns sagen und so es behaupten“.

Auch in unserer studierenden Jugend lebt ein mächtiger Wahrheitsdrang, der des Zügels mehr als des Sporns bedarf und dem wir durch Stellen von Preisaufgaben nur die Richtung zu geben suchen: aber es hängt ihm ein Erdenrest an, sodass er bisweilen Papier und Tinte gegenüber von einer plötzlichen Schüchternheit ergriffen wird.

Von der philosophischen Fakultät war die Aufgabe gestellt worden:

„Es wird eine Sammlung, Sichtung und kritische, zugleich von den Erfahrungen der Geologie, Physik und Mathematik ausgehende Analyse aller über die Temperatur und den Zustand des Erdinnern aufgestellten Hypothesen gewünscht“.

Zur Lösung der Aufgabe ist eine Arbeit eingegangen mit dem Motto „In trinitate robur“.

Das Urteil der Fakultät über dieselbe lautet folgendermassen:

„Die unter dem Motto „In trinitate robur“ vorgelegte Arbeit behandelt das zur Bearbeitung gestellte Thema mit grossem Fleiss und Sachkenntnis. Die ältere Literatur ist vollständig, wenn auch manchmal etwas kurz behandelt. Die neuere Lite-

ratur hingegen lässt die vorhin gerühmte Vollständigkeit vermissen, wie es auch als ein Mangel zu bezeichnen ist, dass die Kritik der verschiedenen Ansichten keine eingehende und erschöpfende ist. Der Verfasser erkennt aber diese Mängel selbst an und erklärt sie durch Mangel an Zeit.

In Anbetracht dessen, dass das Thema ein sehr umfangreiches war und dass der Verfasser das Material mit ausserordentlichem Fleisse gesammelt und mit Sachkenntnis beurteilt hat, hat die philosophische Fakultät beschlossen ihm den vollen Preis zuzuerkennen“.

Bei Eröffnung des Umschlags ergibt sich als Verfasser der Arbeit:

Hermann Thieme aus Weimar.

Neue Aufgaben sind gestellt für Preisarbeiten der Carl Friedrich-Stiftung

1. von der theologischen Fakultät:

„Die Entstehung und Ausbildung des Begriffs des landesherrlichen Summepiskopates im 16. und 17. Jahrhundert“.

2. von der juristischen Fakultät:

„Das Verhältnis der Anfechtung wegen Irrtums nach § 119 Absatz 2 des bürgerlichen Gesetzbuchs zum Wandlungsanspruch“.

3. von der medizinischen Fakultät:

„Es soll bei aseptischen gynäkologischen Operationen, die unter strengstem Wundschutz ausgeführt werden (Kopf-

kappen, Mund- und Nasenbinden, sterile und undurchlässige Handbekleidung, vollständige Abdeckung der Haut des Patienten), nachgewiesen werden, ob sich im Operationsfelde Bakterien finden, wann sie auftreten, ob sie sich während der Operation vermehren, woher sie stammen, welcher Art sie sind und welche Bedeutung sie für die Wundheilung haben“.

für eine Preisarbeit der Herzogl. S. Altenburgischen Josephinischen Stiftung

von der medizinischen Fakultät:

„Bildungsweise der Venensteine“.

Einzureichen sind die Konkurrenzarbeiten bei dem Dekan der betreffenden Fakultät und zwar bis zum 30. April 1906.

Von wem und wie vortrefflich die Aufgaben gelöst worden sind, wird dann über's Jahr von dieser Stelle mein Nachfolger verkünden.

Nach diesem frohen Ausblick auf das kommende Jahr erübrigt noch ein kurzer Rückblick auf das vergangene.

Das Aeusserlichste zieht hier zuerst unser Auge auf sich, die Universitäts-Bauten. Von ihnen ist hier wenigstens die Vollendung des mineralogischen Instituts hervorzuheben. Der Errichtung ihres neuen Hauses aus den Trümmern des alten Schlosses sieht die Universität mit Sehnsucht entgegen.

Mancherlei Wechsel hat auch in diesem Jahr der Lehrkörper erfahren:

Der a.-o. Professor von Dobschütz folgte einem Rufe als o. Professor nach Strassburg, Geh. Kirchenrat Seyerlen wurde von der Verpflichtung zum Halten von Vorlesungen entbunden und in das neu errichtete Extraordinariat für Neues Testament, systematische Theologie und Kirchengeschichte der Lic. theol. Heinrich Weinel aus Bonn berufen.

An Stelle des nach Freiburg berufenen Professor Krönig wurde die ordentliche Professur für Gynäkologie und Geburtshilfe an Professor Franz in Berlin, an Stelle des nach Köln berufenen Professor Matthes die Leitung der Poliklinik und eine ausserordentliche Professur an Professor Gerhard aus Erlangen übertragen.

Der Privatdozent Dr. Eggeling wurde unter Erteilung eines Lehrauftrags für Skelett- und Bänderlehre zum a.-o. Professor befördert.

Das durch den Tod des Geh. Hofrats Lorenz erledigte Ordinariat für Geschichte wurde dem a.-o. Professor Cartellieri übertragen.

Der Privatdozent Dr. Rabe wurde zum a.-o. Professor ernannt.

Aus dem akademischen Lehrkörper schied aus der a.-o. Professor Duden, Assistent am chemischen Laboratorium, um die Leitung eines Laboratoriums in Höchst zu übernehmen.

Durch den Tod wurden uns entrissen:

Der Geh. Hofrat Langenbeck im fast vollendeten 84. Jahre, der Professor der klassischen Archäologie Geh. Hofrat Gaedechens, der einem langen Leiden erlag, und der Privatdozent der Medizin Dr. Grohé;

sodann die Studierenden:

Rudolf Möse, Max Kühn, Carl Ritzmann, Carl Zehrt, Wilhelm Müller und Hans Funcke.

Am 14. Januar starb unser Kollege Ernst Abbe. In ihm hat die Universität einen ihrer grössten Wohltäter verloren. Aber, was mehr sagen will, in ihm haben wir den Mann verloren, der auf die seltenste Weise den grössten Verstand mit dem edelsten Willen verband. „Lebe im Ganzen“, was der grosse Dichter dieses Jahres so eindringlich predigt, das hatte er an sich erfüllt, dessen Leben aufging im Dienst des gemeinen Wesens und der Wissenschaft. Als das Muster eines Gelehrten, wie es vor nun mehr als hundert Jahren hier in Jena Fichte entworfen hat, wird er uns noch lange vorschweben, und nie werden wir und nie sollen wir seiner gedenken, ohne zugleich in tiefster Seele dankbar zu empfinden, was er uns war und was wir ihm schuldig geworden sind.

In einer besonderen zu seinen Ehren veranstalteten Feier am 21. Mai hat die Universität ihrer Dankbarkeit Ausdruck gegeben und der Herr Kollege Winkelmann die Verdienste Abbes gewürdigt.

Wenige Tage darauf hatte die Universität Gelegenheit eines Andern ihrer sterblich Unsterblichen zu gedenken, indem sie am 9. Mai den hundertjährigen Todestag Schillers feier-

lich beging und hierbei den Herrn Kollegen Michels zu ihrem Sprecher wählte.

Mögen die guten Geister der Vergangenheit ferner über den Geschicken unserer alten Hochschule wachen, dass sie im alten Geiste zwar, aber zugleich ihrer ewigen Jugend froh auf immer neuen Bahnen zu neuen Zielen eile.